

Burgenforschung am Niederrhein

Autor(en): **Wildeman, Theodor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nachrichten der Schweizerischen Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Ruinen (Burgenverein)**

Band (Jahr): **27 (1954)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Nachrichten

der Schweiz. Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Ruinen
(BURGENVEREIN)

Revue de l'Association suisse pour la conservation
des châteaux et ruines (Soc. p. l. Châteaux Suisses)

Rivista dell'Associazione svizzera per la conserva-
zione dei castelli e delle ruine

Erscheint jährlich 6 mal

Burgenforschung am Niederrhein

Vorbemerkung. In den letzten Jahren sind an verschiedenen Orten der Schweiz Burgstellen ausgegraben worden, die manche Rätsel über die frühere technische Beschaffenheit der Wehrbauten des 11. und 12. Jahrhunderts aufgeben und verschiedene Deutungen zulassen. Wir haben darum einen der besten Kenner auf diesem Gebiet, den Landesoberbaurat und Denkmalpfleger der Rheinprovinz, Th. Wildeman in Bonn, um einen Aufsatz über dieses in Deutschland z. Z. sehr aktuelle Thema gebeten, das auch unsern Burgenforschern willkommen sein und anregen dürfte, ihre schon gefaßten Meinungen etwas zu überprüfen. Was bei den Ausgrabungen im deutschen Rheinland als Resultate sich ergeben hat, darf allgemeines Interesse beanspruchen und kann auch für das schweizerische Mittelland und den Norden unseres Landes von Wichtigkeit sein.
(Die Red.)

Wem es vergönnt ist, die Burgenforschung seines Heimatgebietes seit einigen Jahrzehnten aus nächster Nähe nicht nur zu beobachten, sondern auch neben manchen anderen Aufgaben in sie miteingeschaltet zu sein, der freut sich aufrichtig, wenn er aufgefordert wird, über den heutigen Stand dieses ebenso speziellen wie umfangreichen Forschungsgebietes ein wenig referieren zu dürfen. Denn gerade in den letzten Jahren ist die Ausweitung der Kenntnisse auch am Niederrhein so sprunghaft vorangegangen, sind so viele neue Mosaiksteinchen in das große Schaubild eingesetzt worden, daß man wohl ohne Übertreibung sagen darf, daß sich das Bild – im großen und ganzen gesehen – bald schließen dürfte.

Dabei ist es angebracht, sich erst noch kurz ins Gedächtnis zu rufen, welche gewaltige Hemmungen, die sich in vieler Hinsicht sogar

als Zurückschüsse auswirkten, ganz Deutschland in den letzten 50 Jahren durch die Folgen der beiden Weltkriege erfahren hat, nachdem die Forschung auf dieser Sparte der historischen Wissenschaften erst gerade so richtig anzulaufen begonnen hatte. Wie viele hoffnungsfrohe und vielversprechende, junge Forscher haben in den unmenschlichen Kämpfen ihr Leben opfern müssen oder sind zeitlebens geschwächt oder stark behindert zurückgekehrt, nachdem sie kaum angefangen hatten, die Zeugen einstiger Wehranlagen genauer zu analysieren! Trotz alledem konnte von den Überlebenden inzwischen doch so viel aufgeholt werden, daß man gerade bei uns am Niederrhein sagen darf: „Wir sind wieder bei!“ Und das soll im folgenden wunschgemäß gezeigt werden, wobei wir uns auch bewußt sind, daß unsere Untersuchungen mit denjenigen in den blutsverwandten und landschaftlich anschließenden Niederlanden parallel laufen.

Dem mit der Materie einigermaßen Vertrauten ist geläufig, daß hinsichtlich der beiden großen Gruppen, die sich nur durch ihre landschaftliche Eingliederung unterscheiden, während sie sonst in ihrer bau- und wehrtechnischen Entwicklung etwa seit dem 13. Jahrhundert engste Verwandtschaft zeigen, nämlich den Höhen- und den Wasserburgen, an großen Problemen wohl kaum noch wesentliche Unklarheiten bestehen. Es liegt bei ihnen viel zu viel sichtbar zu Tage, so daß sich alles untersuchen und durch Vergleiche mit verwandten Burgen – soweit überhaupt noch notwendig – schnell klären läßt. Völlig undurchsichtig war aber noch vor etwa 30 Jahren die Einordnung der sogenannten „Motten“, jener im Lande verstreut herumliegenden kleineren

oder mächtigeren Steilhügel, deren künstliche Aufschüttung an ihrer Lage, ihrer Gestalt sowie an den sie meist noch begleitenden – natürlich im Laufe der Jahrhunderte mehr oder weniger verwischten – Gräben leicht abzulesen ist. So war noch die allgemeine Situation, als vor genau 30 Jahren der hochverdiente 2. Provinzial-Konservator der Rheinprovinz und Lehrmeister des Verfassers, Prof. Dr. Edmund Renard, an die Zusammenstellung der ausgezeichneten Untersuchung, Entwicklungsbeschreibung und Würdigung der „Rheinischen Wasserburgen“ heranging¹. Man fragte sich damals, haben diese Turmhügel überhaupt etwas mit den Burgen zu tun, sind sie prähistorischen Ursprungs, aus der Völkerwanderungszeit, aus fränkischer, karolingischer oder noch späterer Zeit, oder gehören sie sogar verschiedenen dieser Frühzeiten an.

Oft genug wurde empfohlen, einmal den Spaten anzusetzen und wenigstens einige zu untersuchen, damit man Klarheit bekäme; aber die Landesmuseen waren bei ihrem kleinen Sachbearbeiterstab froh, wenn sie die täglich zwangsweise anfallenden Ausgrabungsaufgaben schaffen konnten. Neues, Ruhendes anzugreifen, mußte aufgeschoben werden, weil keine Gefahr für Versäumnisse vorlag; es blieb abzuwarten, bis sich eines Tages eine zwingende oder dringende Lage zu schneller Untersuchung schon von selbst einstellen würde. Interessierte Laien glaubten damals noch, daß man bei einigen Motten in weit auseinanderliegende, vielleicht sogar sehr frühe Zeiten vorstoßen werde, weil sich in benachbarten Feldern beim Pflügen Steinbeile gefunden hatten. (Hombroicher Hof! Abb. 1.) Bei anderen Hügeln, die noch kleine Reste von Mauerwerk enthielten, war man besonders im unklaren, wie man sie einordnen sollte, um so mehr wenn es sich dabei um Reste von Backsteinmaterial handelte. Setzte man doch damals die erste Verwendung von gebranntem Backstein am Niederrhein in dem dickeren, mittelalterlichen Ziegelformat in das 2. Viertel des 14. Jahrhunderts, also um rund anderthalb Jahrhunderte zu spät (Alpen, Helpenstein, Kerpen, Wachtendonk u. a.).

So viel wurde jedoch schon bald erkannt, daß viele der Mottenhügel nur mit Fachwerkbauten, also auch mit Türmen aus Eichenbalkengefüge und hölzernen Palisaden bewehrt waren, wie wir sie von der so aufschlußreichen, großen Stickerei des längst noch nicht genügend ausgewerteten „Teppichs von Bayeux“ kennen, der den Normannenfeldzug

¹ Edmund Renard, „Rheinische Wasserburgen“, mit 64 Abbildungen, Verlag Friedrich Cohen in Bonn 1922 (längst vergriffen, nur antiquarisch).

Wilhelms des Eroberers nach England verherrlicht.²

Die schon von Renard erkannte Verwandtschaft der Hügelburgen mit den polygonal angelegten Hochschlössern mittelalterlicher, niederrheinischer Wasserburgen konnte von niemandem bestritten werden (Hülchrath, Linn, Moers). Allmählich wurde immer klarer, daß man die Entwicklung der Wasserburgen im ganzen nordwesteuropäischen Flachland, zum mindesten von Nord-Frankreich über die Niederlande einschließlich Niederrhein bis nach Westfalen und Niedersachsen hinein – vor allem für die Frühzeit – und zunächst für sich allein, also ohne die „geländegängigen“ Höhenburgen betrachten darf, weil letztere in ihren Grundrißanlagen allzusehr von den Fels- und Geländeformationen der Berggipfel abhängig waren, so daß sie in ihrer Grundrißanlage nicht mit den ersteren in Vergleich gezogen zu werden brauchen.

Ebenso setzte sich die Erkenntnis durch, daß bei den frühen Motten, deren Entstehung etwa durch die Pingsdorfer oder die Kugeltopfkeramik vielleicht noch in das 10. oder 11. Jahrhundert gesetzt werden kann, die Hügel tatsächlich anfänglich nur mit Holztürmen und Pfahlwerk besetzt waren und daß man später im 13. und 14. Jahrhundert diese Ursprungsanlagen häufig verlassen hat, um massive Backsteinburgen mit Wassergräben zwischen Hochschloß und Vorburg in der Nähe zu errichten (Harff, Kreis Bergheim, Huster-Knupp = Althochstaden bei Frimmersdorf, Drove und Alteburg bei Selgersdorf, Kreis Düren, Kleinbüllesheim, Kreis Euskirchen, Lürken, Kreis Jülich und viele andere). Diese Standortverlagerung rührte wohl teils von erlebten Totalzerstörungen der Fachwerkburgen her, teils daher, daß die alten Steilhügel für größeren Raumbedarf zu eng geworden waren und man sich technisch scheute, in die umgebenden Wassergräben mittels Pfahlrostgründung nach allen Seiten hinauszubauen, wo man keinen gewachsenen Baugrund für Massivbau in Stein zur Verfügung hatte, teils daher, daß man inzwischen den Backsteinbrand auszuüben gelernt hatte, der es erlaubte, nun auch in völlig an Natursteinmaterial armen Flachlandgebieten massiv und dadurch dauerhafter, viel stärker und weniger feuergefährlich zu bauen.

In anderen Fällen hielt man sich eng an den Ursprungsort und weitete die Burg strahlen-

² „Der Bildteppich von Bayeux“, von André Lejard, Galerie der Meisterwerke 1947, Saar-Verlag, Saarbrücken; Szene: Wilhelm befiehlt, das Lager von Hastings zu befestigen (im Jahre 1066!).

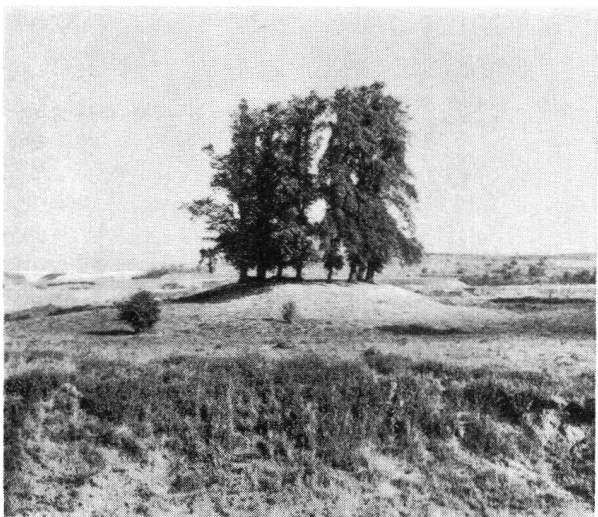


Abb. 1 Motte Althochstaden bei Frimmersdorf, kurz vor der Abbaggerung

förmig ringsum nach allen Seiten gleichmäßig aus, was wir vornehmlich bei einigen Landesburgen und Burgen mächtigerer Dynastien finden, die offenbar über größere Geldmittel, zahlreichere Hilfskräfte und stärkere technische Hilfskonstruktionen verfügten. Zu diesem Typ gehören z. B. die schon erwähnten Burgen Hülchrath, Linn und Moers, aber auch Grevenbroich und Münchhausen bei Aden-

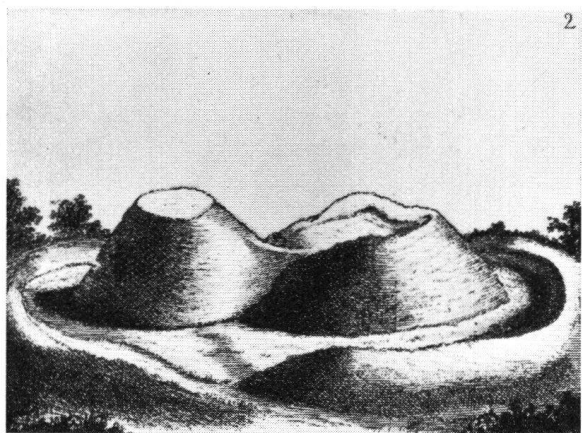


Abb. 2 «Château de Rayleigh» aus «L'Angleterre ancienne» Paris 1789,

dorf, deren älteste Teile – besonders wenn sie vor 1200 errichtet wurden – noch völlig aus herangeschafften Natursteinen erbaut waren, während dann für die weiteren Bauten langsam zunehmend und zuletzt ausschließlich mit Backstein, unter Verwendung von Haustein nur für die Gliederungen der Fensterumrahmungen, der Torbögen, der Kragsteine unter Erkern und Bogenfriesen usf., weitergebaut wurde. Die ehemalige völlige Rundung der Burganlage wurde wegen der leichteren Herstellung gerader Mauern gewöhnlich in

unregelmäßige Vielecke übergeführt. Die Grundrißrundung ist bei Münchhausen noch am besten erhalten, wobei der Massivaufbau dort noch ganz ohne Backstein aus Beton-Abbruchblöcken vom Römerkanal, aus Tuff des Laacherseegebietes und aus Trachyt vom nahe gelegenen Domsteinbruch in spätrömischer Zeit, also noch vor 1200, erfolgt ist.

Mit diesen neuen Teilerkenntnissen des Werdeganges der niederrheinischen Wasserburgen konnte man sich natürlich noch nicht zufrieden geben, zumal aus älteren Abbildungen, z. B. auch von englischen Mottenhügeln, zahlreiche bekannt waren, die nur einen einzelnen gemauerten Rundturm oder einen viereckigen Wohnturm als Bekrönung bezeichneten.

Hier war es der am Niederrhein ungewöhnlich erfolgreiche Ausgrabungsforscher und Gründer des höchst sehenswerten Museums „Heimathaus des linken Niederrheins“ in Krefeld-Linn, Museumsdirektor Dr. Dr. h. c. Albert Steeger, der mitten im Hof der Burg Linn vor wenigen Jahren den Spaten ansetzte und schon sehr bald auf die Grundmauern eines aus rheinischem Tuff aufgeführten, also noch romanischen, viereckigen Turmes stieß, den man seiner Größe nach als Wohnturm ansprechen darf. Mag sein, daß ihm ein Eichenholzfachwerkurm vorausgegangen ist. Vielleicht war dieser anfangs auch nur mit einem kreisförmigen Holzpalisaden-Zwinger umgeben. Solche primitive oder die dauerhafteren steinernen Bewehrungen hingen damals bei der Erstellung völlig von den gerade vorliegenden politischen Verhältnissen (Friedens- oder Kampfzeit) und der dadurch bedingten größeren oder geringeren Eile beim Aufbau, sowie andererseits von den erreichbaren und verfügbaren Baustoffen ab. Es ist klar, daß Holzbauten bei den damals noch überall in nächster Nähe vorhandenen großen Waldungen sehr viel schneller zu errichten waren, während Naturstein-Antransport, Backsteinbrand und Löschkalk-Beschaffung mit voraufgehender Holzkohlegewinnung, Brennen des Kalksteins und Heranfahren des gebrannten Kalkes sowie des quarzreichen reinen Bausandes sehr viel mehr Zeit, Aufwand und Geld erforderte. Dazu kam, daß die aus den ursprünglich rechtsrheinisch beheimateten, germanischen Stämmen hervorgegangenen Franken (genau wie die Sachsen, Hessen, Bayern, Schwaben und Alemannen) vom reinen und ausschließlichen Holzbau herkamen. Nur die Kelten und die linksrheinisch aufgenommenen Ubier hatten von den Römern den Massivbau kennengelernt, ohne jedoch den Fachwerkbau daneben aufzugeben. Sie werden vielleicht

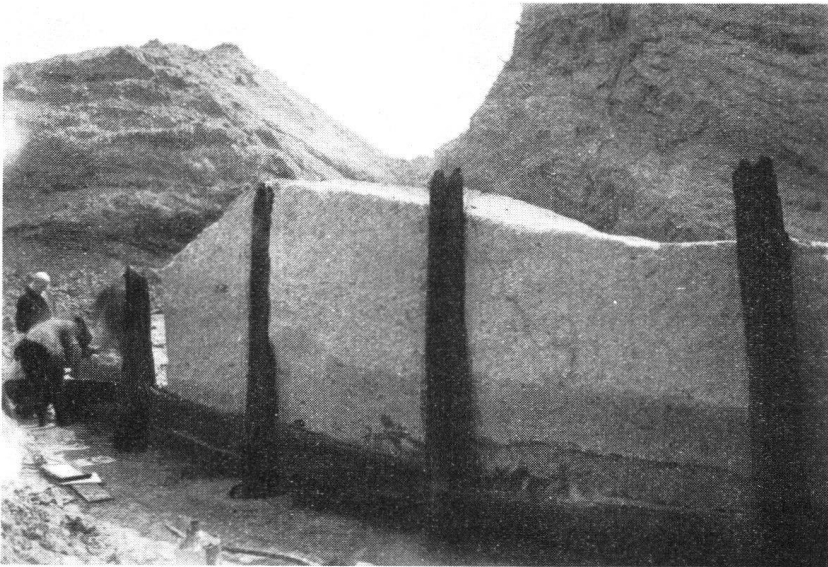


Abb. 3 Motte Althochstaden, Ausgrabung

schon früh beide Bautechniken zusammen angewandt haben, wie es durch den gesamten Burgen- und Bürgerhausbau aller späteren Jahrhunderte bis in unsere Zeit nachklingt und auf alten Zeichnungen, Fresken und Tafelgemälden immer wieder bestätigt wird.

Hier muß noch nachgeholt werden, daß man sich gar nicht zu wundern braucht, wenn auf manchen verhältnismäßig gut erhaltenen Mottenhügeln (z. B. beim Hombroicher Hof bei Neuß und beim „Huster-Knupp“) keine Pfostenlöcher mehr gefunden wurden. Denn die Hügel waren ja anfangs bedeutend höher und steiler. Sie sind im Laufe der Jahrhunderte von Wind und Regenabschwemmung so abgeschliffen sowie von Menschenhand stark abgetragen, daß wir heute nur einen Schimmer ihrer früheren Gestalt vor uns haben. Die obersten Schichten, die die Spuren der ehemaligen Aufbauten enthielten, sind längst verschwunden oder ganz verwischt, zumal wenn Brandzerstörung vorausging. Außerdem erleben wir dauernd das Einebnen von Mottenhügeln für bessere landwirtschaftliche Benutzung, wie noch 1948 bei der Motte von Klein-Büllesheim.

Steeper hat im Jahrbuch 1953 des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, welches dem Niederrhein gewidmet ist, ein erschöpfendes Résumé der neueren Forschung an den niederrheinischen Wasserburgen gegeben, so daß hier auf diese ausgiebige Quelle nur hingewiesen werden kann.³ Er hat dort auch schon über seinen zweiten Fund (mit Abb.) berichtet, der – angeregt durch

³ Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz 1953, „Der Niederrhein“, Seite 35 ff.

die Grabung in Linn und andere Untersuchungen – schon bei etwa 60 cm Tiefe unter dem heutigen Hofterrain – auf die etwa 1 m dicken Mauern eines 7,00 × 7,00 m im Quadrat messenden Turmes stieß, der in seiner Außenhaut so glatt gemauert und fein verfugt war, außerdem in 1,00 m Tiefe einen Sehschlitz enthielt, so daß man sich darüber klar wurde, nicht die Fundamente, sondern das aufgehende Mauerwerk eines Wohnturmes vor sich zu haben, der ursprünglich auf dem gewachsenen, horizontalen Boden gegründet und dann erst später durch Anwurf des ihn rings

umgebenden Hügels „eingemottet“ worden ist, damit man waffentechnisch eine doppelte Überhöhung gegenüber einem angreifenden Gegner und außerdem größeren Spielraum für eine stärkere Zahl von Verteidigern zur Verfügung hatte. Dieses deckt sich mit der oben bereits zitierten Szene auf dem Teppich von Bayeux, wo man allerdings schwer entscheiden kann, ob es sich bei den dortigen Aufbauten um einen hölzernen oder einen steinernen Aufbau handelt. Da die folgende Szene auf dem Teppich die Brandzerstörung der Hügelaufbauten zeigt, ist man geneigt, auf Holzbauten zu schließen. Dafür spricht auch die Überlegung, daß man auf die Nachricht vom Herannahen des angelsächsischen Heeres unter Harald in diesem Bewegungskriege gar keine Zeit für Massivbauten hatte und in der Eile nur mit hölzernen Verstärkungen des bezogenen Lagers arbeiten konnte (1066 Schlacht bei Hastings!). Wieder ein Beweis, wie stark Mitte des 11. Jahrhunderts der Holzbau nördlich der Alpen bei Verteidigungsanlagen und Burgenbau noch in Anwendung war.

Aufschlußreich war in diesem Zusammenhang die bei der Einebnung der Motte von Klein-Büllesheim sich ergebende Beobachtung im Querschnitt des Hügels, daß die Schichten vom anfangs festgelegten Grabenring aus sich nach innen allmählich immer weiter und höher zum Zentrum hinstrebend so überlagern, daß die Mitte anfangs noch längere Zeit völlig von Überschüttung frei geblieben sein muß, so daß man dort noch Zeit gewinnen konnte, auf dem gewachsenen Boden einen massiven Turm aufzuführen, um dann erst die zuletzt ausgehobene Grabenerde

gegen ihn anzuwerfen oder – wenn kein solcher Aufbau erfolgte – die in der Mitte bis dahin verbliebene Senke zuallerletzt aufgefüllt wurde. Auf ihr wurden dann Holzbauten errichtet, deren Pfosten in Pfostenlöchern versenkt wurden. Fachwerkbauten zu tragen waren solche Hügel durchaus imstande, zumal wenn man mit Schwellenrosten arbeitete.

Daß diese ersten massiv aufgeführten Türme (Linn, Moers, Hülchrath?) bei den späteren Vergrößerungen und Ausbauten dieser Burgen mit Palasgebäuden innerhalb der Ringmauern – bei Moers sogar außerhalb, wahrscheinlich unter Vorverlegung des Wehrganges – später wieder abgebrochen wurden, hat seine Begründung darin, daß man einerseits komfortablere Wohnräume in den ringförmig gruppierten Wohngebäuden geschaffen hatte und andererseits nun den Innenhof ganz frei zur Verfügung haben wollte. Von dem ursprünglichen Wehrturm blieb manchmal als einziger Rest der Brunnen übrig, der im ältesten Turm als unerläßliche Lebensquelle oftmals eingebaut war und dann bis zum Niveau der neuen Hofaufschüttung baulich hochgezogen wurde. Daraus mag sich auch die häufig festgestellte Mittellage des Burgbrunnens im Burghof erklären lassen.

Auch der Moerser Turm war aus Tuff gemauert, ist also ebenfalls wohl noch vor 1200 errichtet, wobei vermutlich – wie in Linn – römisches Altmaterial verwendet worden sein kann, weil sich römische Ziegelbrocken im Mauerwerk vorfinden und der Tuff z. T. kleinbrockig ist. Man erkennt es daran, daß die Tuffsteine durch Abklopfen des Mörtels erster Verwendung im Format kleiner als neues Material und ringsum nicht mehr so scharfkantig erhalten sind; denn Tuff ist sehr weich.⁴


Daß die ersten Wohntürme in Linn und Moers – wie in allen anderen Parallelfällen – auf dem unteren „gewachsenen Boden“ fundiert und dann erst später „eingemottet“ wurden, versteht sich von selbst; denn auf aufgeschüttetem Mottenhügelerdreich konnte man keine derartig hohen Massivtürme von 1,00 bis 3,00 m Dicke der Mauern gründen, wie sie dort und z. B. von Renaud auf der Dannenburg bei Huessen in Holland festgestellt wurden.⁵

⁴ Der rheinische Tuff darf nicht mit dem Gestein verwechselt werden, welches im Süden und in der Schweiz „Tuff“ genannt wird. Denn im Rheinland ist es ein vulkanisches Material aus dem weiten Laacherseegebiet; im Süden jedoch eine Art Kalksinter.

⁵ Rhein. Verein f. D. u. H. Jahrgang 1953, Der Niederrhein: „Die Frühburgen des holländischen Maasgebietes“ von J. G. N. Renaud.

Die Bestätigung, daß noch andere erste Ansiedlungen auf dem sogenannten gewachsenen Boden später eingemottet oder sogar „übermottet“ worden sind, ergab sich als größte Überraschung bei der vor 2 1/2 Jahren erfolgten Abbaggerung der „Althochstaden“ (im Volksmund „Huster-Knupp“) genannten Motte südwestlich Grevenbroich im Erfttal. Sie wurde durch die Frimmersdorfer Braunkohlengrube schon im Jahre vorher angeschnitten (Abb. 3). Der Verfasser hätte, als er die Motte 1922 zuerst bemerkte und für Renards rheinisches Wasserburgenbuch im rohen Lageplan aufmaß, es nie für möglich gehalten, daß er die Untersuchung dieses Hügels erleben würde, der so unberührt und abseits vom großen Verkehr lag; denn damals gab es dort auch noch keine Braunkohlengrube. Die unter der Leitung von Herrn Dr. Herrenbrodt vom Landesmuseum in Bonn überwachte Ausgrabung während der Abbaggerung soll demnächst in einer größeren Sonderveröffentlichung erscheinen. Es wäre für die allgemeine Forschung und den inzwischen in Europa wieder angebahnten Austausch dringend erwünscht, wenn der angekündigte Bericht von diesem einmaligen und so überaus aufschlußreichen Befund bald herausgebracht würde!⁶

Ihre sehr geschützte Lage in einer Erftschleife ist durch ehemalige Gräben zur vollen Insellage verstärkt worden.

Der überraschendste Fund bei der Abbaggerung der Frimmersdorfer Motte waren 2 einigermaßen parallelgestellte Holzhäuser von etwa 5,00 × 10,00 m Grundrißmaßen  deren über 2 m hohe Pfosten – fünfeckig mit eingeschlagenen Nuten für die von oben eingelassenen Bohlen der Wände mit Spitze nach außen – völlig bis zum Zapfen für das obere horizontale und die Pfosten verbindende Rahmholz freigelegt wurden (Abb. 3). Die untersten Bohlen waren noch vorhanden, von den darüberliegenden die Abdrucke am sandigen Erdreich zum Teil noch erkennbar. Ein erster kleiner künstlicher Hügel war dann zwischen den beiden ebenerdigen Häusern aufgeschaufelt worden, der wohl einen Holzturm getragen hat; später wurde alles unter der einen großen Hauptmotten-Aufschüttung begraben, die dann einen Fachwerkbau mit Palisadenumwehrgang vermutlich getragen hat. Die Holzhäuser, die konstruktiv mit den Grabungsergebnissen von Haitabu und

⁶ Vgl. die während der Drucklegung dieser Betrachtung erschienene Rekonstruktionszeichnung der Hügelburg Althochstaden bei Eduard Neuffer in der Denkschrift des Rhein. Vereins f. D. u. H., „Rhein. Braunkohlengebiet – eine Landschaft in Not!“, Seite 36, wo die vor- und frühgeschichtlichen Bodenaltertümer des abzuggerndeten Gebietes behandelt werden.

Stellerburg im Norden weitgehend übereinstimmen, werden vermutlich dem 10. oder 11. Jahrhundert angehören; ihre genauere Datierung muß der näheren Untersuchung der Keramikscherben durch das Landesmuseum Bonn vorbehalten bleiben, nachdem Dr. Herrenbrodt vor zwei Jahren erstmalig über diese einzigartige Ausgrabung einen Vortrag gehalten hat.

Anfangs des 14. Jahrhunderts wurde dicht nördlich des Hügels eine Backsteinburg erbaut, deren Abaggerung schon vor einigen Jahren stattgefunden hat, die damals wenigstens noch teilweise vermessen werden konnte und offenbar die hölzerne Mottenburg abgelöst hat, so daß man annehmen kann, daß letztere auf dem Hügel vorher zerstört worden ist.

In dem soeben erwähnten Jahrbuch des Rhein. Vereins f. D. u. H. 1953 folgt dem Aufsatz von Steeger eine die gleiche Materie auf dem benachbarten niederländischen Raum behandelnde Arbeit des Forscher-Kollegen Renaud über die Frühburgen des holländischen Maasgebietes. Renaud kommt weitgehendst zu den gleichen Ergebnissen, wie sie oben vom Niederrhein skizziert werden konnten. Auch er findet eingemottete starke Vierecktürme bis zu $14,00 \times 14,00$ m im Quadrat mit 2 m Mauerstärke, die auf dem ursprünglichen Boden gegründet und später erst von einem Hügel umgeben wurden (Burg Kessel). Sogar ein Lichtschlitz – wie in Moers – kommt bei einer anderen, nämlich der Burg Stein, vor, bei der der Turm rund angelegt ist, wie bei einigen englischen Hügelburgen und beispielsweise in Münchhausen bei Adendorf, Landkreis Bonn.

Wir können also abschließend feststellen, daß die ältesten Burgen im nordeuropäischen Flachland von Rhein und Maas wohl in vielen Fällen als Holzfachwerkburgen mit Palisadenumwehrung begonnen wurden und im Grundriß rund, mitunter schwach elliptisch oder oval angelegt waren. Die Nachfahren der Germanen (vielleicht auch teilweise der Kelten)⁷ kamen von der Vorstellung der stets gerundeten und stark geländegängigen Ringwälle her, eine Vorstellung, die im Mittelalter auch noch in den verteidigungsfähigen und rund aufgestellten Wagenburgen nachklingen. Die geometrisch-rechtwinkelige Steinbauweise wird erst allgemein in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts bei dem sogenannten Hochschloß (Herrenhaus oder Hauptburg) zur Anwendung gebracht, infolge der in Italien auf den Römerzügen und anschlie-

ßend auf den Kreuzzügen in den gesamten Mittelmeerländern gesammelten Anschauungen, Anregungen und Erfahrungen. Aus den hufeisenförmigen Vorburgen werden allmählich rechteckige, dreiflügelige Hofanlagen mit Flankiertürmen auf den Ecken, aber, genau wie bei den früheren Motten – völlig freier Front zum Hochschloß. Aus dem letzteren selbst entsteht ein mehr oder weniger regelmäßiges, quadratisches oder rechteckiges Kastell (Name von castrum herkommend), ebenfalls mit Eckflankiertürmen, bei dem die kreisförmig nordeuropäische Rundlingsburg völlig abgestreift ist. Der geometrische Massivbau kann bei den Reichsburgern zuerst begonnen haben (Kaiserswerth um 1170!). Er setzt sich dann über die noch aus Tuff errichteten romanischen massiven Wohntürme allmählich im gesamten Burgenbau auch bei den Wehrmauern und ihren vorspringenden, bald halbrunden, bald rechteckigen Flankiertürmen durch, natürlich zuerst überall nur dort, wo man – genau wie für die Kirchen – Natursteinmaterial erreichen und heranschaffen konnte, wozu der Rhein und die Maas die wichtigsten Transportstraßen in unserem Betrachtungsgebiet darstellten. Je weiter die Burggründungen von diesen Flüssen entfernt lagen, desto sparsamer mußte man mit dem Bruch- und Haustein umgehen, da ja die damaligen Straßen weiten Materialtransporten nicht gerade Vorschub leisteten, ganz abgesehen davon, daß diese hohe Kosten verursachten. Mit der allgemeinen Wiedereinführung des Backsteinbrandes (zum Teil auf dem Wege von Italien, zum Teil auf dem Wasserwege über die Niederlande zum Niederrhein vordringend) gegen das Jahr 1200, ging man im 13. Jahrhundert erst noch zögernd gegenüber dem minderbewerteten Backstein (nur für innere Füllung der Mauern usw.), im 14. Jahrhundert jedoch bald in immer größerem Ausmaß zum gebrannten Ziegel über, nachdem während des Interregnums von 1256 bis 1273 die Selbständigwerden des mittleren und kleineren Adels das Bestreben nach Burgenbauten von innen heraus so gefördert hatte, daß gewissermaßen jeder Edelherr zur Selbsthilfe in der Verstärkung seiner Verteidigungsfähigkeit durch Massivbau griff.

Es ist hier leider nicht möglich, die ganze so überaus reichhaltige und sprunghafte Entwicklung der niederrheinischen Burgen auch nur zu streifen. Wir müßten dann auch die wenigen Höhenburgen in diesem Gebiet einbeziehen, die im wesentlichen mit dem Valkhof in Nymwegen, der Schwanenburg in Kleve, der Burg auf dem Monterberg bei Kalkar und

⁷ Vgl. „Château à la Motte“ bei Fère-en-Tardenois (Aisne), nördl. dor mittleren Marne!

der Burg Liedberg östlich Rheydt aufgezählt sind.

Wollte man ihre Geschichte gar ausschöpfen, müßte man sie fortlaufend sowohl mit der komplizierten politischen Entwicklung der zahllosen großen und kleinen Territorien, sowie der Reichsgeschichte im allgemeinen, als auch mit der gesamten Wirtschafts- und der Baugeschichte der Jahrhunderte in Beziehung setzen. Wohl am wenigsten ist man bisher der wirtschaftlichen- und bautechnischen Seite nachgegangen, obgleich die rein baulichen Voraussetzungen für die Möglichkeit eines Burgenbaus damals wohl noch ausschlaggebender waren, als sie es für uns heute bei jederlei Bauvorhaben sind.

Da an Burg Linn bei Krefeld der ganze Werdegang der Burgenentwicklung am Niederrhein abgelesen werden kann, außerdem dort eine höchst instruktive Modellfolge aufgestellt worden ist, kann abschließend jedem Burgenfreund nur empfohlen werden, einmal dorthin zu reisen und sich durch eigene Anschauung diese völlig überzeugende Vorstellung für immer zu verschaffen.

Theodor Wildeman, Bonn

BURGENSCHAU

Ehrenfels (Graubünden). Diese vom Schweizerischen Burgenverein vor 20 Jahren aus den Ruinen wieder aufgebaute und als Jugendburg eingerichtete Feste ob Sils im Domleschg ist durch Kauf in das Eigentum der Schweizerischen Vereinigung für Jugendherbergen übergegangen.

Schnabelburg (Kt. Zürich). Nachdem schon in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts Zeller-Werdmüller versucht hat, durch Grabungen auf dem Albiskamm den Grundriß dieser kurz nach dem Königsmord bei Windisch (1308) zerstörten Burg herauszubekommen, wurde auch nachher noch hin und wieder gegraben, jedoch ohne Erfolg. Einige Fundstücke, wie man sie auch bei andern Ausgrabungen von Burgstellen findet, waren das ganze Ergebnis. Nun hat neuerdings die Vereinigung *Pro Sihltal* sich auch mit der Burgstelle befaßt und den Burghügel „neu bearbeitet“. Irgendwelche genaue positive Anhaltspunkte über den Umfang und die Beschaffenheit der ehemaligen Feste waren nicht der Lohn für die Pfadfinder, die sich unter fachmännischer Aufsicht auf dem Burghügel abmühten. Die Mauern sind wie auf der Man-

egg und der Uetliburg sozusagen restlos verschwunden. Auf einem Tafelbild aus dem Kloster Kappel vom Jahr 1434 ist die damals schon längst zerstört gewesene Schnabelburg dargestellt. Ob sie topographisch einigermaßen richtig wiedergegeben ist, wissen wir nicht. (Reproduktion in den Mitteilungen der Antiquar. Gesellsch. Zürich, 1894: Zeller-Werdmüller, Zürcher Burgen.)

LITERATUR:

Edwin Wieser, *Romantisches Dalmatien. Herrliches Griechenland. Adria- und Griechenlandfahrt des Schweiz. Burgenvereins, mit Aufnahmen von Eduard Probst*, Ährenverlag, Affoltern am Albis 1953.

Es ist wohl das erste Mal in der Geschichte des Burgenvereins, daß über eine Fahrt, die dieser unternommen hat, ein Buch von 350 Seiten geschrieben wurde. Ein Teilnehmer hat vor lauter Freude und Begeisterung am Gesehenen und Erlebten sich hingesezt und über die vom Burgenverein im Mai letzten Jahres durchgeführte Adria- und Griechenlandfahrt seine Eindrücke niedergeschrieben und mit historischen und kunstgeschichtlichen Blüten ausgeschmückt. Das Buch ist fesselnd wie ein guter Roman geschrieben. Die 70 Teilnehmer an der Fahrt werden sich beim Lesen wieder an die herrlichen Tage dieser durch keine Unstimmigkeiten oder Widerwärtigkeiten beeinträchtigten Reise erinnern und im Geist die „Partizanka“ und ihren so sympathischen Kapitän grüßen. Aber auch jedem Freund Dalmatiens und Griechenlands kann das Buch wärmstens empfohlen werden, es wird ihm bei einer Reise dorthin als guter Wegleiter dienen. Hübsche photographische Aufnahmen, darunter vier farbige, erhöhen den Wert des flott geschriebenen Textes. Wir beglückwünschen den Verfasser zu seiner Arbeit. *E. P.*

Le Château de Nyon. Editions du musée de Nyon 1953.

In einem hübsch ausgestatteten, mit guten erklärenden Bildern geschmückten Heft von 28 Seiten hat der Archéologue cantonal du canton de Vaud, Dr. Edgar Pelichet, diese kleine Monographie über das Schloß Nyon herausgegeben. Soweit die bisherige Baugeschichte bekannt ist, wird in dem Heft das Wesentliche mitgeteilt, wobei mancherlei Irrtümer, die in früheren Abhandlungen und Aufsätzen erschienen sind, korrigiert wurden. Man müßte – so meint der Verfasser – am Fuße der Schloßmauern und im Burghof Ausgrabungen machen, wenn man die noch nicht geschriebene Geschichte der einstigen Burg von Nyon genauer erforschen und kennenlernen will. Wir wünschen dem Kantonsarchäologen, daß dieser Wunsch bald in Erfüllung gehen möge.

Liebenberg im Töbital (ZH). In der Zürcher Wochenchronik Nr. 2 und 3, Jahrgang 1953, neue Folge, hat Ernst Zehnder eine interessante Studie über diese bis auf geringe Reste verschwundene Burg (nicht zu verwechseln mit „Liebenberg im Brand“) publiziert und sie mit Plänen und Photos anschaulich ausgestattet, auch eine Rekonstruktionsskizze über das vermutliche frühere Aussehen der Feste ist beigegeben. Die gründliche, auf eingehendem Quellenstudium beruhende Arbeit des Verfassers ist nun auch als Separatdruck im Verlag Vitudurum, Dr. Hans Kläui, Genealogische Forschungsstelle, Rychenbergstrasse 287, Oberwinterthur, erschienen, wo sie zum Preis von Fr. 3.60 bezogen werden kann.